

Das Loch

Die Pension lag auf der anderen Seite des Gletscherbachs, nur einen Steinwurf von der Straße entfernt. Ihre Erbauer hatten sie bis zum äußersten Rand der Klippe über dem Bach vorgeschoben. Damals war der Blick hinauf ins Tal noch offen gewesen. Jetzt versperrte ihn eine Gruppe von Hotels, teilweise klobige Blockhausbauten, Jumbochalets, wie sie ein hämischer Beobachter einmal genannt hat. Auch die Talstation des Sessellifts, deren Seile das Bild des talabwärts liegenden Dorfes zerschnitten, war ein Tribut an den Geist der Naturverwertung. Übrig geblieben aus einer Zeit, als Bergtouren noch ein Privileg von Studenten und englischen Sonderlingen waren, leuchtete das zierliche Gasthaus in einem schäbigen Ocker.

Wir ließen das Auto an der Straße stehen und nahmen den Fußweg hinunter zum Bach, über die hölzerne Brücke und auf der anderen Seite steil hinauf bis auf die Klippe. In unserem städtischen Aufzug passten wir nicht zu den Wanderern, die vor dem Schindelhaus ihre Waden in die Septembersonne streckten, die Socken bis zum Knöchel hinuntergekrempt. Die Wirtin zögerte einige Sekunden, als wir nach einem Zimmer fragten. Eine schmale, noch junge Frau. Sie wirkte verhärtet. »Gut, ich zeige Ihnen eins«, sagte sie. Sie hatte es aufgegeben, den Kunden etwas vorzumachen. Wozu lächeln? Das kostet so viel Kraft, ist so vergeblich. Gucken Sie sich doch das Haus an. Hier ist nie etwas erneuert worden. Musste ja auch nicht. Alles holzgetäfelt. Kein Anstrich nötig. Aber wie verblichen und schmierig alles ist und

so verräuchert vom Pfeifentabak. Fassen Sie bloß das Treppengeländer nicht an. Sie huschte in die Kammer über der Haustür, von wo das Gemurmel der Bier trinkenden Wanderer aufstieg, stoßweise von Gelächter durchbrochen. Doppelbett. Rechts und links ein Nachttisch. Rotweiß karierte Vorhänge an den kleinen Fenstern, durch die man auf die das Tal abriegelnden Hotelbauten sah. Das war bestimmt nicht das Zimmer, in dem Christian Otto seine letzten Nächte verbracht hatte. Aber in so einem Bett wird er gelegen haben, in einer der Kammern weiter hinten im Haus. Die Dielen werden genauso unter seinen Füßen geächzt haben, wenn er nachts auf das Örtchen im Flur ging. Nur die beiden Duschen im Gang gab es damals sicher noch nicht. Dafür stand auf der Kammer eine Waschschüssel und ein Krug Wasser, jeden Tag frisch gefüllt, die taten es auch. Was es denn kostete. Wieder dieses Zögern. Sie nehmen es ja doch nicht. Also gleich einen Preis nennen, der sie abschreckt. »840 Schilling«, sagte sie endlich, den Kopf senkend, wie um einen Angriff abzuwehren. Erst jetzt bemerkte ich, wie schmutzilig und abgewetzt ihr Schürzenkleid war. Nora sah an mir vorbei. »Wir gucken uns noch etwas um und geben dann Bescheid«, log ich. Das Gesicht der Wirtin zeigte keine Reaktion. Klar, dass die zu feige sind, gerade heraus zu sagen, wie himmelweit die Pension von ihren Ansprüchen entfernt ist.

»Da ist noch etwas«, versuchte ich von der Peinlichkeit meiner Lüge abzulenken. »In den vierziger Jahren hat die Familie Merlinger das Haus geführt. Lebt von denen noch einer hier am Ort?« Aha, die wollten gar kein Zimmer. Die suchen jemanden. Aber was geht's mich an. »Gehens nur da rauf zur Tiefenbachlerin. Sie ist die Tochter vom alten Merlinger.« Sie zeigte auf einen zweistöckigen Neubau wenige Schritte weiter oberhalb. »Haus Tiefenbachler« stand in schlichten schwarzen Lettern auf der

weiß getünchten Wand neben dem Balkon. Links von der Haustür durchbrach ein Vorbau die Symmetrie, einem Laden Platz schaffend, wie die über dem Fenster angebrachte Leuchtschrift »Souvenirs« verriet.

Die Haustür war verschlossen. Im Laden hatte ein junges Pärchen in Bergstiefeln gerade eine Hand voll Tomaten und zwei Ansichtskarten an der Kasse platziert. Dann waren wir an der Reihe. »Sie wünschen?« Zwei hellblaue Augen musterten uns. Anfang siebzig musste sie sein. Ob sie noch ein Zimmer für uns hätte. Ja, das Apartment unterm Dach sei noch frei. »Es wird Ihnen gefallen! Aber schauen Sie es sich ruhig erst einmal an!« Aus einer Schublade fischte sie den Schlüssel. »Darf ich nach Ihrem Namen fragen?« Sie wusste bereits, dass wir blieben. »Von Mellen«, antwortete ich. Die hellblauen Augen verengten sich. »Ich war mir sicher, dass Sie eines Tages kommen werden, einer von Ihnen. Aber es hat lange gedauert.« Der Widerschein der schräg stehenden Sonne lag auf ihrem grauschwarzen, in der Mitte gescheitelten Haar, das im Nacken zu einem festen Knoten gebunden war. Einen Augenblick presste sie die Lippen aufeinander. Dann beherrschte sie sich wieder. »Sie können sich also an meinen Onkel erinnern?«, sagte ich in das Schweigen. »So einen Mann vergisst man nicht. Zwei Meter war er groß.« Ein Bild aus meinen Kindheitstagen schob sich vor mein inneres Auge, das übergroße Fahrrad mit der wuchtigen Drei-Gangschaltung im Tretlager. »Eine Sonderanfertigung«, erklärte meine Mutter dem Achtjährigen, als ich, gerade angekommen nach der Flucht aus Nordböhmen, das verstaubte Vehikel in der Waschküche des großelterlichen Hauses im Odenwald entdeckte. »Damit fuhr er übernacht von hier nach Würzburg oder Freiburg, quer durch Deutschland. Der Tag war ihm zu schade für solche Gewalttours.« In ihrer Stimme hatte etwas wie Bewunderung mitge-

schwungen, die belebende Vergegenwärtigung männlicher Kraft. Seitdem war mir der Onkel ein Mysterium, das mich nicht mehr loslassen sollte.

»Wie war er sonst? Wie ging er mit Ihnen um? Sie müssen damals noch sehr jung gewesen sein, er war neunundvierzig.« Sie lachte zum ersten Mal. »Fünfzehn war ich. Es waren gerade Osterferien. Ich musste aushelfen zuhause. Er saß immer am selben Platz im Schankraum, am Fenster, mit dem Blick auf die Talleit Spitze. Ich bediente, brachte das Frühstück, das Abendbrot, fragte nach seinen Wünschen. Er beachtete mich kaum, war mürrisch, zugeknöpft.« »Das wundert mich«, unterbrach ich sie. »In meiner Familie wurde er als besonders zugänglicher Mensch beschrieben, der mit anderen schnell ins Gespräch kam.« Sie schüttelte energisch den Kopf. Die dunklen Ringe unter den hellblauen Augen gaben ihrem Blick etwas Beunruhigendes. »Davon war ihm nichts anzumerken. Er hatte zu niemandem Kontakt. Unser Haus war voll damals. Die Menschen waren ungeheuer lebenshungrig. Sie kamen aus Berlin, Breslau, Hamburg. Es war diese kurze Waffenruhe rings um Deutschlands Grenzen. Die Tschechoslowakei war zerschlagen, Polen besetzt, Frankreich besetzt. Gegen Stalin hatte man sich durch den Nichtangriffspakt abgesichert. Vom Luftkrieg gegen England sprach man kaum noch. Er wurde nur noch mit halber Kraft geführt ...« Wenn ich sie jetzt nicht bremste, würde sie uns noch den ganzen Krieg erzählen. »Dass deutsche Truppen auf dem Balkan, in Griechenland und Nordafrika kämpften, das war so weit weg, das interessierte kaum. Die Menschen glaubten, es sei nun vorbei mit dem Blutvergießen.« »Das ist ja hoch interessant«, schnitt ich ihr das Wort ab. »Mir war gar nicht bewusst, dass man damals meinte, der Krieg sei zu Ende.« »Ich habe es miterlebt. Deswegen ist es mir so gegenwärtig, dieser Lebenshunger, diese Ausgelassenheit, diese

Weingelage. Nur der Baron blieb davon unberührt. Er wollte mit diesen Leuten nichts zu tun haben. Wenn sie abends nach ihren Skitouren anfangen zu feiern, zog er sich auf sein Zimmer zurück. Es war bestimmt kein Hochmut. Er wollte einfach für sich sein. Er studierte stundenlang seine Tourenkarten, sah zwischendurch lange vor sich hin, wie einer, der etwas mit sich herumträgt. Nur meinen Vater stieß er nicht zurück. Ihm hörte er geduldig zu, wenn der ihn aufzumuntern versuchte. Dann hellte sich seine düstere Miene manchmal einen Augenblick lang auf.« An der Kasse drängten inzwischen Kunden nach. Der vorderste, olivgrüne Kniestrümpfe, Bundhosen, weißhaarig, klopfte mit seinem Wanderstock ungnädig an die Ladentheke. »Ich hoffe, wir können das Gespräch später fortsetzen.« »Das sollten wir auf jeden Fall. Gehen Sie ruhig durch die Stahltür da hinten. Dann sind Sie im Treppenhaus. Zweiter Stock, Nr. 2.«

Das geräumige Apartment am Ende der mit massiver Eiche belegten Betontreppe roch nach frischem Holz. Es gefiel mir, trotz des Teppichbodens, den Nora mit einem Naserümpfen kommentierte. Der Blick ging auf die Almwiesen der nördlichen Talseite. An das Rauschen des Gletscherbachs mitsamt dem Gepolter, wenn ein größerer Granitbrocken von Klippe zu Klippe fiel, würden wir uns gewöhnen. Ich dachte an Lotte und Phil, die wir unter der Obhut von Frau Holländer zurückgelassen hatten. »So spricht doch keine Pensionswirtin. Und warum hat sie diese Geschichte so präsent? Seitdem sind mehr als fünfzig Jahre vergangen. Irgendetwas stimmt da nicht.« Noras Instinkt. Wir beschlossen, das Apartment zu nehmen.

Als wir wieder den Laden betraten, fanden wir sie allein vor. Ich nahm den Faden wieder auf. »Hat ihn denn niemand gewarnt, dass Schnee angesagt sei, als er damals von der Breslauer Hütte aufbrach?« »Es gab keinen Anlass für eine Schneewarnung. Es

herrschte bestes Tourenwetter. Die Strecke war gespurt. Außerdem gab es Wegmarken. Als er gegen Mittag losfuhr, hatte er genügend Zeit, um heil bis zur Vernagt-Hütte zu kommen. Für einen geübten Skiläufer, wie er es war, bestand überhaupt kein Problem. Erst am nächsten Morgen begann es zu schneien. Und das hat dann die Suche sehr erschwert.« Allem, was ich wusste, lief ihr Bericht zuwider. »Von meiner Mutter weiß ich, dass er in einen Schneesturm geraten ist, sich hinsetzen musste, eingeschlafen ist und erfroren. Als man ihn im Sommer fand, steckten seine Füße im Rucksack, mit Zeitungspapier umwickelt.« »Das mit dem Rucksack stimmt. Und mit dem Zeitungspapier. Aber wer nimmt solche Mengen Zeitungspapier mit auf eine Skitour? Vor Kindern redet man nicht gern über ... Selbstmord. Wenigstens damals war das so«, fügte sie hinzu, als sie Noras Blick bemerkte. »Wenige Tage, bevor er zum letzten Mal lebend gesehen wurde, hat ihn Peter Seiler, einer unserer Bergführer, bei seinem ersten Versuch ertappt. Der Peter kam gerade mit einer Gruppe Skiwanderer vom Hochjoch herunter. Er hatte es eilig, es dämmerte. Bergführer haben wachsame Augen. Der ständigen Lawinengefahr wegen achten sie auf kleinste Veränderungen im Schnee. So entging ihm auch nicht die Bewegung am Bachgrund. Vielleicht war es auch das Geräusch, das er wahrnahm, das dumpfe Geräusch, wenn ein Eispickel auf festgefrorenen Schnee trifft, oder das hellere, wenn Eis splittert. Durch das Glas erkannte er eine große, schwere Gestalt, die mit einem Pickel auf das meterdicke Eis einhieb. Der Mann grub offenbar ein Loch. Peter ist runter zu ihm, erkannte den Baron, schiss ihn, mit Verlaub, zusammen und befahl ihm mitzukommen. Unten im Dorf übergab er ihn meinem Vater und trug ihm auf, den Lebensmüden zur Vernunft zu bringen.« Sie schluckte. Inzwischen hatten sich ein paar neue Kunden eingefunden. Sie schien nicht undankbar für diese Ablenkung. Ich drehte

mich zum Schaufenster um und blickte in Richtung der Pension Oberlaun, wo er seinen Entschluss gefasst haben musste. Aber ich sah nichts. Mein Kopf war leer. Nora tat so, als interessiere sie sich für das Drehgestell mit den Ansichtskarten. »Wir müssen Frau Holländer anrufen«, sagte sie irgendwann.

Die im Talgrund grasenden Hafflinger glänzten in der Morgensonne, als wir zu den Rofenhöfen hinaufzogen. Frau Tiefenbacher hatte Bedenken geäußert. Für Ungeübte sei es ein bisschen viel, gleich am ersten Tag zur Breslauer Hütte aufzusteigen. Frau Holländer hatte Beruhigendes gedrahtet. Lotte und Phil seien putzmunter. Hinter den Erlenbüschen an beiden Ufern des Baches stieg Nebel auf, silbern flimmernd in dem klaren Morgenlicht. Ein Bild des Friedens. Warum wollten wir, mussten wir, mussten Menschen dort hinauf? Um Zwiesprache zu halten – mit sich selbst? Wir gingen schweigend, jeder für sich in das Rätsel vertieft, das uns Christian Otto aufgab. Noch fünf Tage vor seinem Verschwinden hatte er seinem Vater geschrieben – das Bündel der vom Großvater gesammelten Papiere hatte ich mitgebracht und am vorigen Abend noch einmal durchgesehen. *Laun, den 18.4.1941 Lieber Papa! Deinen Brief vom 13.4.41 habe ich dankend erhalten. Er war übrigens mit einer 8 Pf-Marke frankiert, ohne daß Nachporto erhoben worden wäre. Deine Sorge um meine Person in Ehren, die Berge habe ich zwei Winter lang »vermieden«, aber nur, weil ich geschäftehalber nicht dazu kam. Im Winter 38/39 war ja noch die Sache mit der Schorfheide, und im Winter 39/40 war in Neuperstein noch zuviel los. Im Übrigen kann man wohl kaum die Vorsicht noch weiter treiben als ich. Obgleich Laun ca. 1900 m hoch liegt, ist hier mit dem Schnee nicht mehr viel los. Man muß die Schneeschuhe immer erst tragen, oft kilometerweit. Ich werde wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen auf eine von*

den Hütten gehen, wahrscheinlich auf die Vernagt-Hütte (2766 m). Dort oben ist wenigstens noch Winter, und man kann eine Menge Touren machen. Je nachdem was ich von Perstein für Nachrichten bekomme, will ich versuchen, von hier aus, d.h. Ende April bzw. Anfang Mai, erst noch mal für ein paar Tage nach Käswasser zu kommen. Mein letzter Besuch war gar zu kurz, und eine Menge Sachen konnte nicht erledigt werden. Hilda schreibt, daß eine Bewerberin aus Wiesloch für die Nachfolge von Frieda in Frage kommt, sie scheint ihr gefallen zu haben. Sie könne am 1.5. kommen. Bis dahin wird und muß Frieda bleiben, da sie gar nicht berechtigt ist, am 15.4. zu gehen. Ich habe ihr das ja auch noch gesagt, als ich jetzt dort war. – Über Nannchens Weigerung, der Marie Platz zu machen, hat mir Hilda berichtet. Zu verwundern war das nicht. Es ist in das Elfnersche Haus eine ganze Menge Geld hineingesteckt worden, bevor die Ehrhards dort einzogen. Dafür und außerdem noch 36 a Land zahlen sie 18 M monatlich. Kein Wunder, wenn sie dort bleiben wollen. Aber das geht nun einmal nicht. Mach bitte keinerlei Zugeständnisse. Näheres dann bei meiner Ankunft. Mit freundlichen Grüßen Christian Otto. Kein Wort, keine Andeutung von einer Pein, die ihn gehindert hätte weiterzuleben. Hieß weiterleben seinen Mitmenschen in die Augen sehen zu können? Sich für wert zu erachten, von ihnen geachtet zu werden? Das Gewissen ist die innere Ehre. Als erste brach Nora das Schweigen. »Wegen der großen Dunkelziffer«, sagte sie übergangslos, »kennt man nicht einmal den ungefähren Prozentsatz. Aber vermutlich ist die Zahl derer, die freiwillig aus dem Leben scheiden, ohne ein Wort der Erklärung zu hinterlassen, sehr groß. Einige wollen sich an ihren Angehörigen rächen, die sich nun ihr Leben lang schuldig fühlen sollen. Andere schämen sich einer Tat, derentwegen sie vielleicht noch nicht einmal strafgesetzlich belangbar wären, buchstäblich zu Tode. Einzig ihr Gewissen ist die Instanz,

die sie verurteilt. Meistens sind sie nicht mehr katholisch genug, um sich durch die Mitwisserschaft eines Priesters zu entlasten.«

»Die gleiche Ursache«, wandte ich ein, »kann also ganz verschiedene Wirkungen haben.«

»Natürlich«, sagte sie, »aber wir haben hier eine Wirkung, einen Selbstmord, und suchen die Ursache.«

»Gehen wir doch systematisch vor«, schlug ich vor. »Das erste Motiv, die Rache an den Angehörigen, können wir ausschließen. Er war nicht verheiratet, hatte keine Kinder. Es gab – auch im Hintergrund – keine Frau, die auf ihn wartete. Jedenfalls ist darüber nichts bekannt. Zu Ludolf, dem älteren Bruder, war das Verhältnis pragmatisch bis kühl. Die wichtigste Bezugsperson war seine Mutter. Die war seit vier Jahren tot. Es blieb der Vater. Du hast die letzten beiden Briefe an den Vater gelesen. Kein Schimmer eines Affekts, einer Kränkung, die den Verstand ausschaltet und den Betroffenen wie ein Stück Wild dem Abgrund zutreibt. Seltsamerweise ist auch von Herzlichkeit keine Spur, nicht einmal von Respekt. Er schreibt im Ton eines Konzernchefs an seinen Filialleiter. Soweit seine Macht reicht, sollen alle nach seiner Pfeife tanzen.«

Neuperstein, den 13. April 1941 Lieber Papa! Diesmal war mein Aufenthalt doch reichlich kurz, ich habe sogar vergessen, mich im Fremdenbuch einzutragen. Euer Hauptproblem ist nun die Nachfolge von Frieda, das ich leider wegen der Kürze der Zeit nicht völlig lösen konnte. Wie ja schon gesagt, Frieda wenigstens habe ich klar gemacht, dass sie ausgerechnet am 15. nicht verlangen kann entlassen zu werden, sondern dass sie, wenn Ihr es wünscht, bis zum 30.4. bleiben muß. Dann, wie ich schon sagte, sind die Pfahls, die ich beide gesprochen habe, bereit, das Elfnersche Haus, sobald es frei wird, zu beziehen. An Bedingungen habe ich ihnen vorgeschlagen, sie haben das Haus mit Garten- und Ackerland (36 a), also wie es die Ehrhards gehabt haben, außerdem zahlst Du der Marie 20 RM monatlich, dafür muß Marie Dein Haus komplett versehen. Das

wäre also eine Regelung ungefähr zu den bisherigen finanziellen Bedingungen, nur dass Marie natürlich eine ganz andere Sache wäre als Frieda oder dergleichen. Ferner hätte man dann noch das Mädchenzimmer zu seiner Verfügung, es sei denn, daß man Wert darauf legt, daß dort jemand schläft, damit Du nachts nicht allein bist. Im Übrigen werde ich mit den Pfahls natürlich einen schriftlichen Vertrag machen, indem ich durch entsprechende Klauseln dafür sorgen werde, daß die Sache so läuft, wie man es haben will. Mit freundlichen Grüßen Christian Otto.

Die elegant geschwungene Hängebrücke trug uns über das zur Schlucht verengte Tal hinüber zu den Rofenhöfen, die, anscheinend fett geworden durch europäische Agrarsubventionen, kräftig in das Bewirtungs- und Beherbergungswesen investiert hatten. War ihnen der unerwartete Geldsegen des europäischen Friedens nicht zu gönnen? Gewiss, wenn da nicht – oft noch schemenhaft – die unbezahlten Rechnungen der Natur auftauchten. »Das Bild des Konzernchefs trifft auf deinen Onkel nicht zu«, widersprach Nora. »Der Konzernchef hat sich hoch geboxt. In seiner Umgebung wartet man nur darauf, dass er einen Fehler macht. Selbst der Filialleiter könnte einer derjenigen sein, die ihn ersetzen wollen. Über sich hat er den Aufsichtsrat, der ihn vorzeitig ablösen wird, wenn er keine passablen Ergebnisse präsentiert. Wenn der Filialleiter Mist baut, darf das nicht auf den Konzernchef zurückfallen. Er wird dem Filialleiter also nicht sagen, was er im Einzelnen zu tun hat, sondern an seine Eigenverantwortung appellieren. Ein solches System aus Wettbewerb und Missgunst war deinem Onkel ganz unbekannt. Er hat sich nicht hochdienen müssen. Er wurde als Herr geboren und behandelte seine Umgebung so, als könne er von ihr Gehorsam erwarten, selbst von seinem Vater, der mit seinem Gütchen im Odenwald in seinen Augen nur der Verwalter eines Vorwerks

ist.« »Na weißt du: Als Herr geboren!«, sagte ich. »Er ist in einem schlichten preußischen Beamtenhaushalt aufgewachsen. Woher sollte er diese Herrenallüren haben?«

An der Talstation der Materialseilbahn zur Vernagt-Hütte hatten wir den bequemen Weg über die Almwiesen entlang der Rofenache verlassen und folgten nun den Serpentin, auf denen einst Maultiere hinaufschafften, was man oben brauchte. Einzeln stehende Tannen filterten mit ihren Zweigen das vormittägliche Licht. »Man darf das nicht so mechanisch sehen«, erklärte Nora. Ihr Atem ging hörbar. »Sohn eines Beamten, also sieht er die Welt mit den Augen eines Beamten. Kinder wählen manchmal ein völlig anderes Bezugssystem als das ihres Vaters. Vor allem dann, wenn Verhalten und Erziehungsgrundsätze des Vaters auseinander klaffen. Schrieb nicht dein Vater in seinen Kindheitserinnerungen, wie unglücklich seine Mutter über die täglichen kleinen Mogeleyen des Vaters gewesen sei, seine Nachgiebigkeit am falschen Platz, seinen Mangel an Konsequenz? Die stillen Vorwürfe der Mutter und die fruchtlosen Versuche des Vaters, sie durch harmlose Scherze zu entkräften, beherrschten die Stimmung. Dein Vater fand es bedrückend. Er litt. Christian Otto, Mamas Liebling, hat sich auf die Seite der Mutter geschlagen. Innerlich wird er dem Vater mehr und mehr den Respekt entzogen haben, auch wenn er äußerlich vielleicht den Schein wahrte.« *Vor allem aber lag es daran, dass mein Vater wohl nie den Versuch gemacht hat, seiner Frau energisch zu begegnen, sondern er suchte sie mit kleinen Unaufrichtigkeiten zu beschwichtigen – Unaufrichtigkeit war aber für meine Mutter das Unerträglichste von allem. Es war, wie ich heute zu wissen glaube, für ihr im Grunde sehr liebevolles und sehr liebesbedürftiges Herz eine große Enttäuschung, einem Mann verbunden zu sein, der nachgab, wo es sie nach Festigkeit verlangte.*

Der Baumbestand war lichter geworden. Bald säumte nur noch

Strauchwerk unseren Weg. Oberhalb von uns war die Vernagt-Hütte zu erkennen, ein unscheinbarer Bau inmitten eines schmutzig braunen Schotterhangs. Ein breites Schotterfeld auch links des Pfades, wie von einem Riesen-Bulldozer lieblos hingeschoben. Die weichen Hügelketten des Odenwaldes, in der Kindheit geprägter Maßstab landschaftlicher Schönheit, legten sich wie eine Folie über den Anblick und fällten ein Urteil. Ich sagte: »Gut. Aber das erklärt immer noch nicht seine Herrenallüren.« Sie blieb stehen, um mich auf die fußhohen, von kleinen hellgelben Glöckchen besetzten Blütenkolben wenige Meter Hang aufwärts hinzuweisen. Sie sagte: »Die Ferien hat man auf den Gütern des Großvaters verbracht, in Schmelze und Misdroy. So hast du es dargestellt. Wie alt wird er gewesen sein, als sein Großvater starb?« Ich sagte: »Warte, 92 ist er geboren, sein Großvater starb 1900, also war er gerade mal acht.« Sie sagte: »Er wird also noch erlebt haben, mit welchem Respekt man dem Großvater begegnete. Überall konnte er hören: Moin, Herr Hauptmann! Jawoll, Herr Hauptmann! Und noch lange nach dessen Tod konnte er hören, wie die Leute voller Bewunderung aufzählten, was der Großvater alles gebaut hat: die Kirche, den Kuhstall, den Speicher, die Lindenalleen in Schmelze, die Villa in Misdroy, das Gutshaus in Balßin. Noch nach dem Fall der Mauer wurde in Schmelze in diesem andächtigen Ton von ihm gesprochen. Erinner dich an Frau Müller! Den Großvater anstelle des wankelmütigen Vaters zum Vorbild zu wählen und sich in den Kopf zu setzen, ebenfalls Gutsherr zu werden, war keineswegs ausgeschlossen.« Ich sagte: »Klingt logisch. Nur bestand gar keine reale Grundlage für die Verwirklichung solcher kindlichen Träume.«

Wenige Schritte oberhalb von uns gabelte sich der Weg. Nach links ging es über einen lebhaften Bach zur Vernagt-Hütte. Geradeaus führte ein undeutlich markierter Pfad zum Brochkogel-

joch. Von unserem Standort war davon nur braunschwarz aus dem Schnee ragender Fels zu erkennen. Dort hatte man ihn am 8. Juli 1941 gefunden, sechzehn Tage nach Hitlers Angriff auf die Sowjetunion. Obwohl er die Vorbereitungen registriert hatte, scheint er den Wahnwitz nicht geahnt zu haben. Er war sein eigener Stratege. *Neuperstein, den 7. Januar 1941 Sehr verehrte gnädige Frau! Wenn auch wieder mit großer Verspätung, möchte ich Ihnen heute für Ihre Briefe vom 8.12.40 und 1.1.41 und das Buch (Waldemar Bonsels) danken. Von Ihrem Fräulein Tochter hatte ich auch eine Briefkarte. Sie schrieb, in Koblenz würden eine Menge neue Luftschutzräume gebaut, »man scheint noch eine letzte verzweifelte Gegenwehr zu erwarten«. Fräulein Strube hatte allerdings schon immer eine gute politische Gesinnung. Ich meinerseits habe mehr den Eindruck, als ob es jetzt der Achse nicht besonders gut geht. Fraglos beherrschen die Engländer das Mittelmeer, sodaß die Italiener auf dem Wasserwege keine Hilfe nach Afrika schicken können, wo sie sich dauernd heroisch zurückziehen. Hier sollen ja wohl die deutschen Flieger helfen. Ob es ihnen gelingt, erscheint fraglich. Übrigens werden überall immer mehr Mannschaften ausgehoben, sodaß man annehmen muß, daß damit eine größere Sache geplant ist. Die Invasion nach England, von der im vorigen Jahr so viel geredet wurde, dürfte sehr schwierig sein. Möglicherweise plant man zunächst die Besetzung der Pyrenäen-Halbinsel und die Eroberung Gibraltars vom Lande aus. Dann müßte allerdings, von allem anderen abgesehen, dieses große Land auch noch ernährt werden, was z. Zt. von der Gegenseite aus stattfindet. Ich glaube nicht, dass z. Zt. noch die Zeit für Deutschland arbeitet. Je länger sich die Engländer halten, umso besser wird ihre Lage. Mit besten Empfehlungen und guten Wünschen für ein glückliches und erfolgreiches neues Jahr Ihr aufrichtig ergebener Chr. Otto v. Mellen.* Ich sagte: »Schmelze hatte mein Urgroßvater Moritz Hermann

noch zu Lebzeiten seinem zweitältesten Sohn Egon übergeben und ebenso wie im Falle Balßins testamentarisch verfügt, das Gut in der weiteren Erbfolge dem Mellenschen Mannesstamm zu erhalten.« »Mannesstamm«, sagte sie. »Als wären wir in Afrika. In was für eine Familie bin ich bloß geraten.« Ihr Lachen erfüllte die klare Spätsommerluft. Ich sagte: »So steht es im Testament. Damals dachte man eben so. Aber ich bin noch nicht fertig. Von den Enkeln des Urgroßvaters lebten 1910 nur noch drei, Rüdiger, Sohn von Felix, der als ältester Sohn des Urgroßvaters das Stammgut Balßin geerbt hatte, und die beiden Beamtenöhne, mein Vater und Christian Otto. Zu diesem Zeitpunkt scheint klar gewesen zu sein, dass neben Rüdiger als dem natürlichen Erben von Balßin mein Vater einmal den kinderlosen Onkel Egon beerben und damit Herr auf Schmelze würde. Denn mein Vater, der gerade Abitur und einjährigen Militärdienst hinter sich hatte, begann damals – wahrscheinlich ganz gegen seine Neigungen – eine landwirtschaftliche Lehre. Dass Christian Otto einmal Gutsherr würde, konnte man zu diesem Zeitpunkt nicht vorhersehen.«

An der Gabelung waren wir nach rechts abgebogen, in Richtung Breslauer Hütte. Der Seufertweg schwang weit hinaus, eine gewaltige vorzeitliche Mure umrundend. Schütteres Strauchwerk bedeckte den Hang. An freien Stellen hatte sich sogar Enzian angesiedelt. War es dem Wind zu verdanken oder einer Vogelart, die von dem Blau der Blüte ebenso angezogen wurde wie wir? Mit schnellen Schritten kam uns ein Wanderer entgegen. Untersetzt und stämmig, hochroter Kopf, Bundhosen. Das helle Tacktack des energisch ins Gestein gestoßenen Leichtmetallstocks. Wechselseitiges Grüßen. Kaum fünf Schritte an uns vorbei, wandte er sich um. »Wo wollen Sie denn heute noch hin?« Väterlich streng schaute er zu uns herauf. Gutmütiges Gesicht. Könnte Lehrer sein. Oder leitender Beamter in einem Arbeitsamt. »Zur Bres-

lauer Hütte und dann noch ins Dorf hinunter? Da sind Sie aber spät dran. Wohl etwas unerfahren?« Als wir gestanden, dass das unsere erste Tour sei, wiegte er bedenklich den Kopf. »Halten Sie sich nirgendwo auf und Tempo!« Sagte es und hob die Hand zum Gruß. Das energische Tacktack entfernte sich rasch. In der Tat hatte die Sonne ihren höchsten Stand schon überschritten. Aber die Wetterlage schien stabil. Kein Grund also zur Unruhe. Mit dem von einem genervten New Yorker Passanten aufgeschnappten Ausruf *Speed up, buddy, it's New York City!* legten wir auf dem flacher gewordenen Pfad einen Zahn zu. Sie sagte: »Es mag ja so gewesen sein, dass Christian Otto sich keine Hoffnung machen konnte, eines der Güter seines Großvaters zu erben. Aber hatte er nicht Landwirtschaft studiert? Er führte doch den Titel Diplomalandwirt. Das heißt, er beschäftigte sich viel systematischer mit Landwirtschaft als sein älterer Bruder, der nur eine Lehre gemacht hatte.« Ich sagte: »Du bringst mich auf etwas anderes. Die Melens hatten im neuen Kaiserreich so wie viele andere märkische und pommersche Landadelsfamilien damit begonnen, jährlich einen Familientag abzuhalten. Das Sagen hatten hier natürlich die männlichen Vettern und unter diesen die gutsbesitzenden. Das waren nicht wenige. Die Ehefrauen und unverheirateten Cousinen waren durchaus willkommen, aber hauptsächlich des festlichen Rahmens wegen.« Sie sagte: »Also ganz normale Stammesversammlungen. Wie in Afrika.« Ich sagte: »Man kann es so sehen. Ein eigentliches Thema hatten diese Familientage nicht. Man tauschte Jagdgeschichten aus und den üblichen Familienklatsch. Christian Otto war das zu wenig. Er hörte von miserabel geführten, überschuldeten Gutsbetrieben, von verarmten Familien, die nicht in der Lage waren, die Ausbildung ihrer Söhne zu finanzieren. Er war ein Rebell. Wozu brauchte man einen Familientag, wenn man sich nicht solcher Probleme annahm? Er

forderte einen landwirtschaftlichen Beratungsdienst und einen Fonds zur Unterstützung in Ausbildung befindlicher Vettern.« Sie sagte: »Rebell und Macho. In bürgerlichen Familien hätte man auch die Cousinen bedacht, auch damals schon. Dass die Töchter nichts zu werden brauchten, war offenbar ein tief liegender Zug bei euch. Siehe deine beiden Schwestern.« Ich weiß, meiner beiden Schwestern wegen hätte ich ihr widersprechen sollen. Aber ich schwieg lieber. Wie konnte ich auseinander halten, was erzieherisches Versäumnis, häuslicher Unfriede oder mangelnde Begabung war?

Wir hatten die Mure umrundet und waren nach Querung mehrerer Karrinnen auf ein nur mäßig geneigtes, von einzelnen Felsbrocken übersätes Plateau gelangt. Der Blick öffnete sich weit in das gegenüberliegende Niedertal und glitt den Linien des schneebedeckten Similaun entlang. *Laun, 22. April 1941 Hochverehrter Herr Oberst! Wie versprochen, erlaube ich mir eine Ansichtskarte aus der schönen Ötztaler Gletscherwelt zu schicken. Auf dem Similaun war ich vorgestern. Die berühmte »Similaun-Abfahrt« habe ich mit einem Bleistiftstrich markiert. Sie beginnt an einem Punkt in Höhe von 3411 m (die letzten 200 m bis zur Spitze muß man zu Fuß gehen, evtl. wenn vereist, mit Eispickel und Steigeisen) und kann bis zu einer Vertikaldistanz von ca. 900 m ausgedehnt werden. – Ich bin glücklich, mich zu der Fahrt hierher aufgemacht zu haben. Die Arbeit nachher wird dreimal so flott gehen, übrigens schickt mir die Verwaltung die wichtigste Post nach. Mit gehorsamsten Empfehlungen Herrn Oberst und der hochverehrten gnädigen Frau ganz ergebenst Chr. Otto von Mellen.* Ich sagte: »Die Mellens fanden seinen Auftritt viel versprechend. Eine jugendliche Hoffnung. Was er forderte, schien vernünftig. Aber um es zu verwirklichen, hätte man sich gegenseitig Einblick in die Bücher verschaffen müssen. Die Reicheren hätten nicht länger

verheimlichen können, wie reich sie wirklich waren. Kurzum, es kam nichts von dem zustande, was er sich vorstellte. Aber er blieb hartnäckig. Sein Ehrgeiz war, den Stamm der Mellens auf eigene Faust zu retten. *Er hatte sich ja die bewundernswerte Aufgabe gestellt, regenerierend im besten Sinne des Wortes innerhalb des Mellenschen Familienverbandes zu wirken und an Mellenschen Besitz zu retten und zu erhalten, was noch irgend möglich war.* Er radelte die Güter ab, ließ sich die Bücher zeigen, die Ställe, begutachtete Weiden und Äcker, entwarf Pläne, riet, überredete, stiftete Ehen, arrangierte Adoptionen, wo kein männlicher Erbe vorhanden war. *« Gut für Gut nahm er sich vor, sagte sich kurz an und erschien dann eines Tages, ob immer willkommen oder auch weniger, war ihm dabei ganz egal im Interesse seiner höheren Idee. Einige, die das nicht gleich richtig erkannten, gaben ihm wohl auch den Spitznamen »der Mellenschreck«, was ihn aber nicht weiter anfocht. So erschien er auch gelegentlich in Rotenbrück und hat sicher seinen Teil dazu beigetragen, dass der Gedanke meiner Adoption bei Rudi und Margarethe nach und nach zum Reifen kam, die dann während meines letzten Kriegsurlaubs am 26. August 1943 in Stargard abgeschlossen wurde.* Sie sagte: »Der reinste Atavismus, dieses Stammesdenken. Der Stamm war über die männliche Linie definiert. Früher konnten sich männliche Überlegenheitsrituale in Stammeskriegen austoben. Jetzt scheint wirtschaftlicher Erfolg, das schnellere Wachstum des Stammes im Vergleich zu anderen, an die Stelle des Krieges getreten zu sein.« Ich sagte: »Keineswegs! Die Stämme konnten gemeinsam wachsen. Man war durch Heiraten miteinander verflochten. Man war sich keineswegs feindlich gesinnt.« »Aber wie war es mit ausländischen Stämmen?«, fragte sie. »Mit polnischen zum Beispiel. Haben wir in eurem Stammesdenken nicht die Grundlage der europäischen Kriege, nur etwas versteckt hinter der vernünftigen Idee der landwirtschaftlichen

Modernisierung und der Ausbildungsförderung?« »Jetzt gehst du wirklich zu weit!« »Es ist die männliche Linie«, beharrte sie. »Wenn du die männliche Linie wegdenkst, fällt das ganze System zusammen. Es gibt dann keinen Platz mehr für das männliche Überlegenheitsritual, also auch keinen Krieg.« »Das wird wohl erst die Zukunft zeigen. Jetzt möchte ich mich erst einmal etwas ausruhen.« Eine seltsame Müdigkeit hatte mich überfallen, das unwiderstehliche Verlangen, mich augenblicklich hinzulegen und nur noch zu schlafen. Wunderbar, einem Bedürfnis ohne Zögern nachzugeben. Als ich aufwachte, trafen sich unsere Blicke. »Du hast höchstens eine Viertelstunde geschlafen. Bleib ruhig noch etwas liegen.« Ich richtete mich auf. »*Auf, sprach der Fuchs zum Hasen, hörst du nicht die Jäger blasen. Ich habe Hunger. Lasst uns erst etwas essen!*« Nicht weit von uns war ein Steinbau zu erkennen. Das konnte nur die Breslauer Hütte sein. Der Weg müsste leicht zu schaffen sein. Aber wie wir bald feststellten, zog sich die Strecke endlos in die Länge, weil eine Mure nach der anderen zu umrunden war, die sich wie die Falten eines gotischen Gewandes über den Hang geworfen hatten.

Widerstreitende Empfindungen, gekränkter Familienstolz und die Sogwirkung, die Noras entlarvender Blick auf die Fundamente meiner Familientradition ausübte, tobten in meinem Kopf. Wahrscheinlich hatte mich das so müde gemacht. Stolz auf meine Familie zu sein, stand für mich außer Frage. Instinktiv wehrte ich mich gegen das Eingeständnis, das Fundament, auf dem dieser Stolz ruhte, könnte brüchig sein. Aber war es nicht in der Tat brüchig? Nicht einer der zahlreichen Wehrmachtsoffiziere unter den Vettern – ein General, mehrere Oberste, ein Kapitän zur See – war gegen Hitler aufgestanden. Nur ein Reichsbankdirektor war von Goerdeler für ein höheres Regierungsamt vorgeschlagen worden. Doch ausgerechnet dieser Vetter galt nichts in der Familie.

Sollte mir diese Familie wirklich so viel wert sein? Es war Nora, die das Gespräch wieder aufgriff. »Christian Otto wird ja bald Ruhe gegeben haben. Denn er erbte wider Erwarten Schmelze. So war es doch, nicht?« »Ja, Rüdiger, der Erbe von Balßin, war 1915 gefallen. Er hatte, noch bevor er eingezogen wurde, sein Testament gemacht und dem Grundsatz seines Großvaters entsprechend verfügt, dass Balßin beim *Mellenschen Mannesstamm* bleiben sollte. Damit erlangte mein Vater als der älteste lebende Enkel meines Urgroßvaters die Anwartschaft auf Balßin.« »Du kommst vom Thema ab. Ich fragte dich nach der Übernahme Schmelzes durch Christian Otto.« »Ich versuche dir ja gerade zu erklären, wie es dazu kam. Weil nun mein Vater Anwärter auf Balßin geworden war, musste er sein geliebtes Schmelze, diese Idylle am Rande der Schorfheide, hergeben.

Und Haus und Hof und weite Lindenstraßen –

Da ist kein Ort, der nicht erinnern will.

Getollt, getändelt über alle Maßen,

Bedrängt von Seligkeit, im Trauern still.

Da war's zuerst, dass Dinge mich besaßen,

Da war's zuerst, dass Schauern mich befiel,

Der Kraniche urzeitliches Trompeten,

Gedenk ich dran, mir ist, ich müsste beten.

Und weit, so weit, und einsam hingebreitet,

Nur Wälder, Wälder, vieler Linien Blau:

Wie hat die Seele endlos mir geweitet

Die grenzenlose, unermessne Schau.

Ich fühlte früh, dass alles uns entgleitet:

Wie konnt ich halten Feld und Wald und Au?

Es war so groß. Fast immer ernst und schweigend,

Des jungen Menschen Kräfte übersteigend.

Gewiss, Schmelze gehörte ihm noch nicht, aber es war ihm fest versprochen. Statt seiner wurde nun Christian Otto von Onkel Egon adoptiert und zum Erben eingesetzt.« Sie sagte: »Mir ist das alles ein bisschen zu kompliziert. Warum blieb es nicht dabei, dass dein Vater, wie es ausgemacht war, Schmelze bekam? Christian Otto hätte doch das dem *Mellenschen Mannesstamm* zu erhaltende Balßin übernehmen können.« Ich sagte: »Was man sich bei dieser Konstruktion gedacht hat, weiß ich nicht. Ich kann es nur vermuten. Erstens war mein Vater der ältere der beiden Brüder. Balßin war das ertragreichere Stammgut. Dass der Ältere das Stammgut bekäme, verlangte die Tradition. Zweitens bedurfte das herunter gewirtschaftete Schmelze einer harten Hand. Christian Otto wollte die Ertragskraft durch Entwässerungsmaßnahmen erhöhen. Mein Vater wollte alles so lassen, wie es war.«

*Doch ich verstand noch nicht das Leid zu deuten,
Das herb mir an die Seele kam.
Erst heute weiß ich es: das Sterbeläuten
Der Heimat, die für immer Abschied nahm.
Sie zogen ein mit Graben und mit Reuten,
Die Fremden, die kein Herz und keine Scham.
Zerstört die Urwelt und der Vögel Brüten,
Die Seele floh, wer mag des Leichnams hüten.*

Der Weg zog sich, immer auf einer Höhe bleibend, über den Faltenwurf der Muren. Er verlangte keine besondere Aufmerksamkeit, selbst bei dem Marschtempo, das wir inzwischen vorlegten. Auch für die Bergwelt um uns herum hatten wir kaum noch ein Auge. Unsere Gedanken weilten bei Christian Otto. »Es gibt noch einen dritten Punkt«, sagte ich. »Rüdiger, Du weißt schon, der 1915 gefallene Besitzer von Balßin, hatte drei Schwestern. Auch seine Mutter lebte noch. Dass Balßin an einen Vetter

gehen und sie leer ausgehen sollten, war für sie unfassbar. Sie fochten das Testament mit guten Gründen an. Es würde also einen jahrelangen Rechtsstreit geben. Er dauerte in der Tat bis 1935, zwanzig Jahre. Auf dessen Ausgang in aller Ruhe zu warten, konnte seinem Bruder, so mag Christian Otto gedacht haben, eher zugemutet werden. Schließlich würde sein Bruder das Stammgut erben. Vielleicht würde er sich in der Zwischenzeit ganz anderen Dingen zuwenden, literarischen zum Beispiel, und das Interesse an Balßin verlieren. Dann könnte Christian Otto auch Balßin übernehmen, und alles wäre wieder in einer Hand.« *Ludolf soll sich um Grillparzer und Hebbel kümmern, aber von Balßin soll er seine Finger lassen.* Sie sagte: »Würde, könnte, wäre! Das sind doch alles müßige Spekulationen! Erklär mir lieber, warum Christian Otto unverheiratet blieb. Wer Gutsherr spielen will, braucht eine Gutsherrin. Zum Kinderkriegen, Repräsentieren und für die dörfliche Sozialfürsorge.« Noras praktischer Sinn. Ich sagte: »Auch darüber lässt sich nur spekulieren. Vielleicht gab es frühe Enttäuschungen.« *Karlsruhe, 7. November 1914 Lieber Christian Otto! Du hast mir einen so offenen, ehrlichen Brief geschrieben, hab Dank dafür, ich will Dir auch so aufrichtig schreiben. Weisst Du, Junge, Du schreibst einfach: »ich habe Dich lieb« ich weiss ganz genau, was Du alles damit meinst und wie ernst Deine Liebe ist, und darum wird es mir so unendlich schwer, Dir zu sagen: ich habe Dich lieb, aber mit Freundesliebe! Du warst mir vom ersten Augenblick an ein Freund und ich wollte Dir auch nicht mehr als ein Freund sein, so wars bis Dein erster Brief aus Cassel kam, da wusste ich nicht mehr aus und ein, sollte ich ja oder nein sagen? Ich hatte Dich ja gerne, aber war das die rechte Liebe? Darum zog ich die ganze Sache hinaus, ich war mir selbst nicht klar. Durch unser Schreiben kamen wir uns ein wenig näher und nun am Sonntag ist es mir so klar und deutlich geworden: ich liebe Dich wie einen Bruder. Ich*

weiss, dass Du mehr von mir als Geschwisterliebe verlangst, aber verzeih mir, ich kann Dir nichts anderes geben. Für mich ist bis jetzt Geschwisterliebe das höchste, was ich an Liebe empfinde, also Du kannst sicher sein, dass ich keinen anderen mehr liebe als Dich. Dass Dein Briefkommen werde, wusste ich und seit Sonntag habe ich mit mir gekämpft, Dir dies zu sagen, weil ich wusste, wie enttäuscht Du sein wirst. Nun, Christian Otto, liegt es ganz in Deiner Hand, ob zwischen uns eine wahre, echte Freundschaft sein soll, oder ob alles aus sein soll, was mir wirklich unendlich leid täte. Du musst mich nicht für feige halten, dass ich Dir dies alles Sonntag nicht sagte, ich hab's da noch nicht so gewusst, das hat sich alles erst hinterher ausgereift. Bitte lass mich nicht ohne Nachricht. Herzlichen Gruss von Deiner Thilde. »Enttäuschungen sind vollkommen normal«, sagte Nora. »In dem Alter. Guck, da ist die Hütte. Wir haben es gleich geschafft.« Ich sagte: »Zwei Frauen hat ihm mein Vater abgejagt. Maria von Marein aus Freiburg war die erste. Auf Fotos aus den unbeschwerten Tagen vor dem Ersten Weltkrieg sieht man sie zurückhaltend lächeln, in sich ruhend, ihn, Christian Otto, dagegen feixend, provozierend selbstsicher, beide umringt von einer Schar von gleichaltrigen Freunden und Verwandten auf den Stufen der großelterlichen Villa in Freiburg. Beide waren offenbar starke, selbständige Persönlichkeiten, er eine Spur zu selbstherrlich. Mein Vater, seltener bei den Freiburger Verwandten, machte erst durch ihn ihre Bekanntschaft. Er besaß irgendetwas, was ihn bald die Oberhand über den jüngeren Bruder gewinnen ließ. Vielleicht war es sein schüchterner Charme, sein Tiefgründigkeit versprechender Ernst, was sie beeindruckte.

*Auch sie, das holde Kind! In schönem Schweigen
War's, dass mein erster Blick sie staunend fand.
Die braunen Augen groß, die Brauen eigen,
Goldblond die schweren Haare, zart die Hand,*

*Fand sie zu uns aus einem Elfenreigen?
Ich stand bewältigt an des Wunders Rand,
Noch Jünglings-Kind, da es mich tiefst berührte
Und mich in seinen stillen Garten führte.*

Man kam sich rasch näher, heiratete, und noch im Krieg kam ein Kind zur Welt.« Sie sagte: »Moment mal, auch wenn wir vom Thema abkommen. Wenn dein Vater noch im Krieg eine Familie gründete, wie gedachte er sie denn zu ernähren? Aus dem Gutsbesitz, den er sich vielleicht erträumt hatte, war nichts geworden. Eine nennenswerte Ausbildung außer der landwirtschaftlichen Lehre hatte er nicht vorzuweisen. Wovon lebten er und seine Familie?«

Wir durchquerten eine spärlich mit Kräutern und Moos bewachsene Senke. Eine Wasserstelle glänzte schwarz. Die Hütte war nur noch einige hundert Meter entfernt. Unsere Füße taten weh, jeder Muskel schmerzte. Das Kräfte zehrende Tempo hatte unwillkürlich nachgelassen. Ich sagte: »Sie hatte ein kleines Vermögen mit in die Ehe gebracht. Davon kaufte man ein Haus im Odenwald.« »Im Odenwald. Ausgerechnet. Wie kam man denn auf die Idee?« »Es war Christian Ottos Idee. Er war mit dem Fahrrad eines dieser bis hinunter zum Neckar verlaufenden Täler hinaufgefahren, fand ein Seitental ohne nördlichen Talausgang, ohne befestigte Straße, fragte den Kronenwirt des Hundertseelendorfes, ob eines der Gehöfte zum Verkauf stehe, er suche ein stilles Plätzchen für seinen Bruder. Man verwies ihn auf ein blaues Schindelhaus, das ehemalige Schulhaus, Dr. Heiß sei der Eigentümer. So kam es, dass mein Vater mit seiner Maria und dem Kind im Odenwald landete. Sechs Jahre blieb er dort, zeugte drei weitere Kinder und trennte sich dann von seiner Frau, um in München deutsche Literatur zu studieren.« »Gut, gut, die ganze Geschichte brauchst du nicht zu wiederholen. Aber wie war

das nun mit dem Geld? Wie finanzierte man den Haushalt im Odenwald?« »Wahrscheinlich war von Marias Vermögen genug übrig geblieben, dass man davon leben konnte. Außerdem wird Christian Otto seinen Bruder unterstützt haben. Er verfügte ja inzwischen über die Einkünfte aus Schmelze.« »Seinen Bruder im Odenwald verstecken und ihn dort aushalten. Nichts dem Zufall überlassen. Ein gründlicher Mann. Maria war also die erste Frau, die der Bruder ihm abspenstig machte. Dann müsste die zweite deine Mutter gewesen sein.«

Ich schwieg. Es war mir unangenehm, dass die Rede auf meine Mutter kam, ohne dass ich dafür einen Grund hätte angeben können. Etwas in mir sperrte sich gegen die Erkenntnis, dass sie ein Teil der Geschichte war, mochte sie auch noch so sehr am Rande stehen. Deswegen war es mir recht, dass wir an der Hütte angekommen waren und nun erst einmal eine Gesprächspause eintrat. Abseits der voll besetzten Terrasse hielt ein junges Pärchen die wund gescheuerten Füße in die Nachmittagssonne. Die feuchten Socken schaukelten auf dem Drahtzaun. Die Oberhoheit auf der Terrasse hatte ein schwarzhaariger Bergführer, der sich mit der Miene des Kenners über seine Touren auf die umliegenden Gipfel ausließ, auf die Hintere Schwärze, die Marzellaspitze und wie sie alle hießen. Mit ausgestrecktem Arm auf das gegenüberliegende Panoramaweisend, arbeitete er penibel Gipfel für Gipfel der sich scharf von dem tiefblauen Himmel abzeichnenden Bergkette ab, sein Garn kräftig ausschmückend mit abfälligen Bemerkungen über die ihm anvertrauten Schlappschwänze. Nora war nicht ansprechbar. Sie benötigte alle Energie, um sich des Unbehagens zu erwehren, das ihr die Tiraden des Bergführers bereiteten.

Mir ging noch immer meine Mutter durch den Kopf, als wir uns schweigend an den Abstieg machten. Wir mussten uns beeilen, wenn wir die Bergstation der Sesselbahn noch vor Tores-

schluss erreichen wollten. Es war kein angenehmes Gehen auf dem steilen, gerölligen Serpentinweg. Kaum Vegetation rechts und links. Es sah nach Übernutzung durch den Wintersport aus. Vielleicht würde irgendwann noch eine Tagebuchnotiz oder ein Brief an eine der zahlreichen Freundinnen aus dem Nichts auftauchen, aus einer irgendwo in Deutschland auf einem staubigen Speicher abgestellten Schachtel, ein Brief aus dem Jahre 1925 oder 26, der die erste Begegnung beschrieb. Berlin, den 18. Mai 1925 Liebe Hesi! Heute hatte ich einen höchst amüsanten Besuch, von dem ich Dir sogleich berichten muss. Ich hatte das Atelier gerade geöffnet, es war kurz nach 10 Uhr, als ein hoch gewachsener, schlaksiger junger Mann erschien, der sich als mein Vetter Christian Otto v. Mellen vorstellte. Wir hätten ein gemeinsames Urgroßelternpaar, den nassauischen Staatsminister Emil v. Ungern (der diese hübschen Aquarelle gemalt hat) und Dorette v. Bärenstein. Emils Tochter Ottonie habe einen Kapitän der engl. Kriegsmarine geheiratet, der sich später in Freiburg niederließ. Das seien seine Großeltern mütterlicherseits. Er war bestens präpariert. Von sich selber erzählte er, er habe Landwirtschaft studiert. Sein Onkel Egon habe ihn adoptiert. Er werde dessen Gut erben. Eine gute Partie, meinst Du nicht auch? Na ja. Dann sah er sich im Atelier um, wollte alles genauestens wissen. Ob ich Buch führe (was ich natürlich tue). Ließ sich das Heft zeigen, bemängelte, dass ich nur Ausgaben und Einnahmen verzeichne, in der heutigen Wirtschaftslage müsste ich vor allem ein Konto der noch ausstehenden Rechnungen führen. Dass ich die alle im Kopf hätte, wollte er nicht gelten lassen. Ob ich überhaupt auf meine Kosten käme (was ich verneinte). Er wurde langsam ruhiger, sah mir beim Zuschneiden und Nähen zu, lächelte, schien entzückt von mir. Ich fand ihn sympathisch. Aber er hat etwas von einem Naturburschen, etwas Unbeholfenes. Er ist mir zu

direkt. Außerdem ist er, glaube ich, ziemlich prosaisch. Ich glaube nicht, dass er der Richtige ist. Immerhin verging der Tag im Flug. Er wolle wieder kommen, sagte er beim Gehen. Herzlich Deine Afra. So oder so ähnlich könnte es gewesen sein. Mein Onkel, die Cousinen ersten, zweiten, dritten Grades in seinem Umkreis abklappernd, immer auf der Suche nach einer Frau, bis er schließlich an meiner Mutter hängen blieb. Sie schien ihm die Richtige, ihr nüchtern wirtschaftlicher Sinn imponierte ihm. Aber er sah nur die eine Hälfte von ihr, ihr gefälliges Äußeres, ihre freundlich konventionellen Umgangsformen, ihr klagloses Sichschicken in die Verhältnisse. Die andere Hälfte, ihre aus der Lektüre von Romanen und Gedichten gespeiste Traumwelt, gab sie niemandem preis, ihr ganzes langes Leben lang nicht. Beim Nähen, Kochen, bei der Gartenarbeit, wenn sie die Hühner fütterte, konnte sie sich ganz ihren Traumbildern überlassen. Die Hände waren viel zu geschickt, als dass ihr bei der Arbeit schwere Fehler unterliefen, weil sie nicht ganz bei der Sache war. Rezepte zog sie fast nie zu Rate, sie brauchte sie nicht, um ein einigermaßen wohlschmeckendes Gericht auf den Tisch zu bringen. Mein Vater lobte schon mal den samstäglichem Gugelhupf seines Feuchtigkeitsgehalts wegen. In der vorigen Woche sei er doch arg trocken gewesen. Ach findest du, sagte sie dann, vielleicht habe sie etwas mehr Butter genommen.

»Hatte er ein Verhältnis mit Deiner Mutter?«, schreckte mich Nora aus meiner Erinnerung auf. »Ganz sicher nicht, eine erotische Beziehung außerhalb der Ehe war für sie ganz und gar undenkbar, nicht so sehr, weil sie solche Normen verinnerlicht hatte, sondern eher weil sie sich durch die Konvention geschützt fühlte. Alles Erotische hatte sie in ihr Inneres verbannt.« »Du schließt da, wie mir scheint, allzu umstandslos von dem Bild, das Du von Deiner Mutter hast, als sie um die fünfzig war und

ernüchtert von der Ehe, auf ihr Verhalten in jungen Jahren.« Ich sagte: »Ich habe das Foto aus dem Jahre 1913 oder 1914 vor Augen. Sie sitzt auf einem Korbstuhl im Freien. Ihr weißes Kleid reicht bis zu den Knöcheln. Auf dem Schoß hält sie ein Buch, vielleicht *Unwiederbringlich*. Ein Spiel von Licht und Schatten liegt auf ihren Zügen. Das dunkle Haar steht störrisch ab. Ihr Blick kommt aus großer Ferne, geht durch den Betrachter hindurch. Sie war damals sechzehn, vielleicht auch siebzehn Jahre alt. Genau so saß sie später beim nachmittäglichen Tee in Käswasser, inzwischen von der körperlichen Arbeit gebeugt, aber fast immer ein Buch auf den Knien und nur nebenbei der Unterhaltung folgend. Sie lebte ganz nach innen. Männer, Menschen überhaupt, hielt sie durch konventionelle Freundlichkeit auf Abstand. Nein, ich glaube nicht, dass sie ein Verhältnis mit Christian Otto hatte. Aber seine Verehrung ließ sie sich vermutlich gern gefallen.«

Linker Hand türmte sich ein Schuttkegel, rötlich glühend im spätnachmittäglichen Licht. Man glaubte ihn förmlich wachsen zu sehen unter den senkrecht herabfallenden Steinlawinen. *Blindlings von einer Stunde zur anderen, wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen*. Sie sagte: »Wenn es so war, wird er wohl bald das Weite gesucht haben.« »Nein, ich glaube, es gab irgendetwas, was ihn festhielt, vielleicht ihr stilles Lächeln, die schwermütigen Augen ihrer jüdischen Vorfahren. Falls es so war, geschah es ganz ohne ihr Zutun. Sie wollte ihn nicht an sich binden. Sie blieb ganz passiv. Und diese Passivität übertrug sich auf ihn. Er kam, um sie anzuschauen, und das genügte ihm: sie immer nur anzuschauen, zu lächeln und sein Lächeln still erwidert zu sehen.« *Und ich dachte: Er glaubt, er kann sich mit dem Ansehen begnügen; und er hat recht, das Ansehen ist das Glück, und wenn er standhaft bleibt und nicht mit ihr ins Bett geht, wird er etwas gewonnen haben. Ich dachte: Er wird etwas gewonnen haben, aber er wird meinen, er habe*

alles verloren. Sie sagte: »Du phantasierst dir da etwas zurecht. Er war ein Tatmensch, wird sich also kaum wie ein geduldiges Schaf aufgeführt haben.« Ich sagte: »Ich gebe zu, es klingt widersprüchlich, aber vielleicht lag dieser Widerspruch in seinem Wesen. Bedenke die intensive Mutterbindung. Seine Mutter war hübsch und als Mutter für ihn unberührbar, ins Göttliche erhoben. Sie anzusehen, hatte ihn beglückt. Was lag näher, als dass er diese Haltung stiller Anbetung als Erwachsener auf jede junge Frau übertrug, die ihn durch Schönheit und Unnahbarkeit an seine Mutter erinnerte?« Drei junge Männer überholten uns mit langen Schritten, laut debattierend über die Schwächen und Vorzüge Helmut Kohls. Der Sessellift kam in Sicht. Lautlos schwebten die an langen stählernen Armen hängenden leeren Sitzbänke den Berg hinauf und nur wenige Meter daneben mit der gleichen Geschwindigkeit wieder hinab in die Tiefe. Die Vegetation war vom Wintersport gemartert. Nora schwieg. Ob sie wohl dachte, es sei sinnlos, mir zu widersprechen? Ich dachte, die Verzauberung durch eine Frau könnte ihn zu Handlungen veranlasst haben, die er im Innersten gar nicht wollte. Die Frau, das Böse. Ich schämte mich. Wenn überhaupt etwas daran war an diesem Zufallsprodukt meiner Phantasie, war es dann nicht eher so, dass er es selbst war, der seinem Verstand Fesseln anlegte, als er anfang, eine Frau durch Ansehen ins Göttliche zu erheben? »So oder so«, brach Nora ihr Schweigen, als wir zu Tal schwebten, »wird das Verhältnis sein natürliches Ende gefunden haben, als sich dein Vater für sie zu interessieren begann.« Ich sagte: »Vielleicht sah er sie danach seltener, aber er hörte nicht auf, sie zu verehren, besuchte sie oft in der engen Würzburger Privatdozentenwohnung, warf dem hypochondrischen Bruder vor, er lasse sich von seiner Frau wie ein Pascha bedienen.« *Würzburg, 27. 12. 32 Lieber Papa! Ich lag gestern und vorgestern zu Bett und konnte Dir daher noch nicht für*

Dein großes Geschenk danken. Das alte Jahr geht zuende, und ein neues beginnt. Ich weiß nicht, ich will ja gern zufrieden sein, nur eine Bitte habe ich an das Schicksal: dass jetzt endlich ein Zustand der Ruhe eintreten möge. Lieber Papa, ich will Frieden und Ruhe haben – dazu gehört aber vor allem, dass Chr. Otto aufhört, sich mit mir und meinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Er redet mir in meine hiesigen Berufssachen hinein. Er redet mir ins Gewissen, wie ich mich zu Afra zu stellen hätte. Das kommende Jahr wird heller und erträglicher sein als das zuende gehende, wenn es Dir gelingt, lieber Papa, Deinen Sohn auf den Weg der Vernunft zu bringen. Ich bitte Dich inständig darum. Herzlichste Grüße von uns! Dein Sohn Ludolf.

»Ah, da sind Sie ja. Sie sind also heil wieder herunter gekommen. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht. Mit den Bergen ist nicht zu spaßen. Wollen Sie sich nicht zu mir setzen? Dollbusch ist mein Name.« Nach der Bergtour war uns nicht nach einer längeren Unterhaltung zumute, aber seinem fürsorglichen Charme konnten wir nicht widerstehen. Das Gastzimmer der Pension war um diese frühe Abendstunde noch fast leer. Von unserem Tisch konnten wir zur Talleitspitze hinaufsehen, im letzten Dämmerlicht. Es musste der Tisch Christian Ottos sein. »Von Mellen. Dann sind Sie also wegen des Mannes hier, der sich 1941 am Brochkogeljoch das Leben genommen hat.« Ich muss ihn konsterniert angestarrt haben. »Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Ich kenne Frau Tiefenbachler schon seit vielen Jahren. Fast jedes Jahr nehme ich in der zweiten Septemberhälfte eine kurze Auszeit. Mindestens zwei meiner Kinder sind dann im Landschulheim oder auf Klassenfahrt. Eine Woche Alleinsein, Wandern stärkt ungemein. Ich fühle mich wieder frisch, entwickle neue Ideen für meine Arbeit und den Umgang mit meinem Chef.« Ein selbstgewisses

Lächeln zog von den Augenwinkeln über sein rundes Gesicht, dessen gutmütiger Zug durch den kurz gestutzten graublonden Vollbart noch unterstrichen wurde. »In den ersten Jahren hatte ich immer in der Pension Tiefenbachler gewohnt. Aber das wurde mir bald zu anstrengend. Nächte lang erzählte mir Frau Tiefenbachler von den Früchten ihrer Forschungen über die Geschichte Ihres Verwandten. War es Ihr Onkel?« Ich nickte nur. Das war es also. Die holzgetäfelten Wände, vom einfallenden Tageslicht und allabendlichen Tabakschwaden über die Jahre dunkelbraun geworden, warfen das karge Lampenlicht nur spärlich zurück. Draußen war es dunkel geworden. »Ich schätze sie wirklich sehr. Aber ihr bis in die frühen Morgenstunden zuzuhören, wurde mir einfach zuviel. Sie hat sich meines Erachtens verrannt. Das macht sie so fiebrig.« »Inwiefern verrannt?«, fragte ich. »Sie hat sich nun mal in den Kopf gesetzt, einen Roman über diese Geschichte zu schreiben. Wie kann man nur so verrückt sein. Eine Frau von über siebzig Jahren, die nie zuvor mit irgendwelchen schriftstellerischen Aktivitäten hervorgetreten ist, veröffentlicht einen Roman. Punkt. Danach kommt nichts. Denn sie ist erschöpft und wird sich wohl kaum nochmals zu einer solchen Leistung aufraffen. Selbst wenn es lesbar ist und vom Publikum angenommen wird, spätestens nach zwei Jahren wird man das Buch vergessen haben. Ruhm wird damit nicht zu gewinnen sein. Denn was außer Ruhm sollte sonst die Frucht dieser geopfert Jahre sein?«

Ein Trupp junger Bergwanderer betrat lärmend den Raum. Stühlerücken. Gewitzel. Der Geräuschpegel ländlicher Gaststuben zur Abendbrotzeit. »Vielleicht ist es das Schreiben selbst, was sie genießt, das Hochgefühl, wenn ihr die Darstellung einer kniffligen Situation gelungen ist. Um eine Veröffentlichung ist es ihr vielleicht gar nicht zu tun«, bemühte ich mich, das Gespräch wieder aufzunehmen. »Das ist doch Unfug. Pardon. Ja, ja, na-

türlich, es gibt diese Dopaminstöße, wenn man lange an einer schwierigen Stelle herumgebosselt hat und plötzlich meint, man hätte die einzig richtige Form gefunden. Aber im Ganzen ist es Schwerstarbeit, noch dazu eine, der man sich freiwillig unterwirft. Und wenn das Ding fertig ist, will man seinen Lohn, eine Reaktion des Publikums. Dazu muss das fertige Produkt an die Öffentlichkeit gebracht werden.« Er strich sich über die spärlichen Haare, lächelte. »Ich muss mich entschuldigen. Sie sind sicher hierher gekommen, um in aller Ruhe zu speisen. Nun rede ich unablässig auf Sie ein und störe Sie auch noch bei der Lektüre der Speisekarte. Da kommt auch schon die Wirtin. Wenn ich Ihnen einen Tipp geben darf, das Spitzengericht des Hauses ist Lammkeule mit Tiroler Knödel.« Herrn Dollbusch begegnete die apathisch wirkende junge Frau mit sichtlicher Hochachtung, uns dagegen beachtete sie kaum. Als ich ihr erklärte, wo wir untergekommen seien, entgegnete sie gleichmütig: »Das hatte ich angenommen.«

»Sie dürfen es der jungen Frau nicht übel nehmen«, beschwor uns Herr Dollbusch, »ihr Mann trinkt, und es macht sie kaputt, mit ansehen zu müssen, wie er von Tag zu Tag immer mehr verfällt. Eigentlich kein ungewöhnliches Schicksal. Aber gleichzeitig steigert sie sich immer stärker in den Hass gegen ihre Schwiegermutter hinein. Sie habe ihr Leben lang ihre Kinder vernachlässigt, alles wegen dieses Romans, mit dem es kein Ende nimmt. Sie wissen, von wem die Rede ist.« »Wenn alles immer so einfach wäre«, unterbrach ihn Nora, »der Sohn trinkt, weil seine Mutter ihn vernachlässigt hat.« Ein taxierender Blick. »Ich bin auch kein Freund solcher Alltagspsychologie.« Er hob entschuldigend die Hände. »Ich habe nur wiedergegeben, wie sich die Wirtin die Trunksucht ihres Mannes erklärt. Aber ich gebe zu, dass sich meine Vorbehalte gegen Frau Tiefenbachler verstärkt haben, seit-

dem mich ihre Schwiegertochter ins Vertrauen gezogen hat. Die einstige Bewunderung ist der Sorge gewichen, wie ich ihr helfen kann, sich aus ihren selbst erzeugten Zwängen zu befreien.«

»Eine Künstlerexistenz sollte man nicht mit bürgerlichen Maßstäben beurteilen«, sagte ich mit leiser Wut. »Künstlerexistenz«, schnaubte er, »ein Talent bricht sich früh Bahn oder es ist keines vorhanden. Es nimmt keine Rücksicht auf Konventionen, gründet keine Familie, führt nicht tagsüber einen Laden, um nachts über einem Blatt Papier zu brüten, für einen Satz.« Er hielt inne in seinem Eifer.

Vom Nebentisch die helle Stimme eines der Bergwanderer: »In einem Jahr wird er abgewählt, wetten? Innenpolitisch ist er einfach eine taube Nuss.« »Wenn du recht hättest, müsstest du mir erst mal erklären, wie er angesichts der Blockade im Bundesrat irgendetwas bewegen könnte«, hielt ein dröhnender Bass dagegen. »Das ist es ja gerade«, verteidigte sich der Erste. »Weil er innenpolitisch alles den Bach hat runter gehen lassen, hat ein Land nach dem anderen die Koalition abgewählt, bis er am Ende die Mehrheit im Bundesrat verloren hat.« Nora fand als erste, dass wir uns nicht vom Nebentisch unterhalten lassen sollten. »Ich verstehe nicht viel von Kunst und vom Künstlerdasein«, entgegnete sie Herrn Dollbusch, »aber das Schwarz-Weiß-Schema, durch das Sie den Künstler vom Nichtkünstler trennen, scheint mir doch etwas lebensfremd. Mir fehlen die Grautöne, die verwischten Konturen in dem Bild.« »Nun sagen Sie bloß noch, jeder sei ein Künstler«, konterte er. »Dann erklärte sich ja, warum wir so viele nichts sagende Romane, Bilder, Skulpturen, Filme und Musikstücke haben.«

Wortlos servierte die Wirtin das Essen und den Wein. »Nehmen wir einmal an, es gäbe Kriterien, um große von kleiner Kunst oder gar Kunst von Schund zu unterscheiden«, nahm ich das

Thema wieder auf, »dann sagen Sie mir doch bitte, wie Sie den Künstler vom Nichtkünstler unterscheiden, ehe er ein Erzeugnis seiner Kunst präsentiert hat.« »Das ist gar nicht so schwierig, wie Sie glauben«, wandte er sich mir zu, »es ist die Freiheit, die Leichtigkeit in allem, was der wirkliche Künstler tut, sagt, wie er sich verhält, wie er lebt, selbst wie er sich kleidet, die ihn vom Rest der Menschen unterscheiden.« »Sie wüssten also sofort«, forderte ich ihn heraus, »wenn jetzt jemand hereinkäme, ob das ein Künstler ist oder nicht.« »Wenn Sie mich so direkt fragen«, gab er mir zur Antwort, »dann verzeihen Sie mir bitte, wenn ich Ihnen zu nahe trete und Ihnen auf den Kopf zu sage: Aus der Art und Weise, wie Sie hereinkamen, wie Sie sich vorstellten, wie Sie für Ihre Frau einen Stuhl zurückzogen, konnte ich Sie mühelos einordnen. Von einem Künstler, darin bin ich mir völlig sicher, haben Sie wirklich gar nichts an sich.« Mein Rücken begann sich zu versteifen. »Lassen Sie mich das bitte näher begründen. Sie kamen als erster herein, hielten Ihrer Frau die Türe auf, sahen sich nach einem freien Tisch um, darauf bedacht, sich an die Regeln guten Benehmens zu halten. Als Sie sich vorstellten, ließen Sie Ihre adlige Abkunft erkennen. Daraus entnehme ich, dass Sie bewusst an der Tradition Ihrer Familie festhalten und den Ballast vieler Jahrhunderte mit sich herumschleppen. Da ist es schwer, vom Boden abzuheben.« Noras befreiendes Lachen hielt ihn davon ab, weitere Beobachtungen anzuführen. Ich spürte ihre Hand auf meinem Arm und wusste, wie sehr sie es hasste, wenn ich in Gesellschaft einschnappte. Ich hob mein Glas. Er tat es mir nach. Wir stießen an.

»Ich hab sie gefunden, Rick«, rief sie triumphierend. »Was hast du gefunden, Noraschatz?« Ich näherte mich ihr bis zur Schwelle unseres Schlafzimmers, die Zahnbürste im Mund. »Wie die Blume

mit den gelben Blütenkolben heißt, die wir heute Mittag gesehen haben.« Möglichst sachliche, am liebsten populäre naturwissenschaftliche Texte zu lesen, war Noras bevorzugte Methode, Abstand vom Tag zu gewinnen und behutsam in den Schlaf hineinzu finden. Diesmal war es der *Polunin*, den sie mit angezogenen Knien auf der Seite liegend studierte. Wahrscheinlich kein Zufall, dass ihr das Buch beim Packen in die Hände gefallen war. Es war für mich immer wieder ein Anlass des Staunens. Wie schaffte sie es nur, offene Fragen bis zum nächsten Tag ruhen zu lassen? Ich war immer noch aufgewühlt. Warum hatte es Frau Tiefenbachler in all den Jahren vermieden, Kontakt zur Familie aufzunehmen, war mir beim Zähneputzen durch den Kopf geschossen? Hatte sie Angst, die Familie werde ihr verbieten, auch nur eine Zeile ihrer Niederschrift an die Öffentlichkeit zu bringen? Warum hätte sie so etwas befürchten müssen? War sie etwa hinter eine Sache gekommen, die die Ehre der Familie verletzt hätte? Hatte sich C.O. womöglich in ein verbrecherisches Unternehmen verstrickt? »Und, wie heißt sie?«, ging ich auf Noras Entdeckung ein. »*Strauß-Glockenblume, campanula thyrsoides, 10-40 cm, blüht hellgelb, in kolbenförmigen Ähren, Stengel dick, reichbeblättert, steinige Wiesen, Blütezeit Juli bis September, Alpen.*« Vermutlich werde ich den Namen der Blume schon am kommenden Tag vergessen haben, dachte ich. Wozu war es also gut, die Dinge zu benennen? Gab es ein Gefühl von Sicherheit? »Hältst du es für möglich, dass Frau Tiefenbachler von irgendeiner Sache weiß, die meine Familie veranlassen könnte, sie wegen ehrverletzender Behauptungen zu verklagen?«, fragte ich in die Stille hinein, als ich unter die Decke kroch. Keine Antwort. »Was ist? Warum sagst du nichts?« Endlich, kaum hörbar, aber mit der vertrauten Entschiedenheit, sagte sie: »Für heute reicht es.« »Ist ja gut«, murmelte ich. Unsere Hände begegneten sich und hielten versöhnliche Zwiesprache.

Eine frische Brise strich um den Westbalkon und drohte die Papiere davonzutragen. »Wir setzen uns auf den Balkon von Nr. 3. Das ist gerade frei geworden. Dort ist die Sonne jetzt am intensivsten«, hatte Frau Tiefenbachler vorgeschlagen, als wir sie zu der nachmittäglichen Kaffeerunde einluden. Nora hatte den Kaffee schon eingegossen, da fiel mir ein, dass ich Frau Tiefenbachler vielleicht aus der Reserve locken könnte, wenn ich sie mit den Papieren aus dem Jahre 1941 konfrontierte. Ich ging sie holen. »Passen Sie auf, dass Ihnen nichts davon wegfliegt.« Der spöttische Unterton machte mich unsicher. Sie schien nicht zu erwarten, dass die Papiere irgendetwas enthielten, was sie nicht schon wüsste. »Ich würde Ihnen gerne den Brief vorlesen, den Ihr Vater damals an meinen Großvater geschrieben hat«, begann ich. »Tun Sie's nur«, sagte sie. Ich las: *Laun, den 6. 5. 41 Herrn v. Mellen Käswasser b. Heidelberg Bezugnehmend auf die beiden heutigen Telegramme, mußte ich feststellen, daß Sie den Brief, welchen ich am 2. 5. an die Gutsverwaltung in Neuperstein schrieb, noch nicht erhalten haben, wußte nicht, an welche Adresse ich schreiben soll. Kann Ihnen berichten, dass Herr v. Mellen am 24. 4. von der Breslauerhütte gegen Wildspitze und Vernagthütte fuhr und Freitag od. Samstag zurück sein wollte, jedoch sollen wir uns nicht ängstigen, falls er einige Tage länger weg bleiben sollte, er mache mehrere Touren. Am 28. 4. verständigten wir die Rettungsstelle und Gendarmerie, war aber bis jetzt zwecklos, da ziemlich viel Neuschnee gefallen ist. Bitte um Mitteilung, was wir mit den Briefen und den Sachen von Herrn v. Mellen machen sollen. Auch geben wir Ihnen, falls wir etwas erfahren, sofort telegraphisch Nachricht. In Erwartung eines baldigen Bescheids mit deutschem Gruß N. Merlinger, Pension Oberlaun.* Sie lächelte. »Ja, so war mein Vater, kurz angebunden, keine Floskeln, nicht einmal eine Anrede. Seit dem ersten Weltkrieg, in dem er ein Bein verloren hat, gab es

für ihn kein oben und unten mehr. Er behandelte alle Menschen gleich. Alles andere hätte er als Katzbuckelei bezeichnet. Und die hasste er.« »Aber warum erwähnt Ihr Vater mit keinem Wort, dass Peter Seiler seinen Gast beim Graben eines Eislochs erwischte hatte und der nun wahrscheinlich nochmals versucht hat, sich auf diese Weise umzubringen?« Sie zog die Augenbrauen hoch. »Es war doch nur eine Vermutung, auch wenn er keine Zweifel hatte, dass sie zutraf. Er sagte uns damals: Jetzt hat er's gemacht! Aber es blieb eine Vermutung. Hätte er dem alten Herrn das Herz schwer machen sollen, indem er etwas behauptete, was er nicht beschwören konnte? Nein, das hätte er ihm nicht antun können. Unter vier Augen wäre es etwas anderes gewesen, aber es kam ja niemand von Ihrer Familie. Sie sind der erste.«

Aus dem Talgrund das gleichmäßige Rauschen der Launer Ache. »Meine Mutter«, erwiderte ich, »war drauf und dran, nach Laun zu fahren. Aber bevor es dazu kam, hatte mein Großvater Moritz bereits Herrn Wolny, den Verwalter von Neuperstein, alarmiert und ihn zu dieser Reise ermuntert. Mein Vater war sehr aufgebracht.« Ich blätterte eine Weile in den Papieren, bis ich den Brief gefunden hatte. *Berlin, 11. 5. 41 Lieber Papa! Ich bitte Dich sehr dringend, was Chr. Otto anlangt, nichts weiter zu unternehmen. Du kannst von Käswasser aus, das ist nicht zuviel gesagt, die Verhältnisse nicht übersehen. Laun liegt gut 50 km Luftlinie von der nächsten Bahnlinie entfernt. Jeder Laie, der hinkommt, steht inmitten von vielem tiefen Schnee und kann gar nichts tun. Helfen kann allein die vortreffliche und sorgfältige Bergwacht. Diese ist längst alarmiert. Dadurch, dass Du, ohne uns zu verständigen, Herrn Wolny hingeschickt hast, hast Du verschiedene Vorhaben durchkreuzt oder ihre Verwirklichung erschwert. Z.B. war Afra gerade im Begriff, nach Laun zu fahren, während Wolny in Perstein gebraucht wird, ich wollte ihn dort sprechen, um die nötigen An-*

weisungen zu erteilen. Ich muß Dich daher bitten, Dich in Geduld zu fassen. Alles andere hat keinen Sinn. Herzlichen Gruß Ludolf.

»Natürlich, erst kam der Gutsbetrieb. Nach Laun reisen und mit den Leuten reden, die Christian Otto als letzte gesehen haben, wäre sentimental gewesen«, kommentierte Nora. Sie hatte meinen Vater noch nie gemocht. Dabei kannte sie ihn nur aus meinen Erzählungen. Hatte ich seine positiven Seiten nicht genügend herausgestrichen? Frau Tiefenbachler schmunzelte. Sie schien von meiner Familie nichts anderes erwartet zu haben. »Wurde wenigstens Herr Wolny von Ihrem Vater ins Vertrauen gezogen? Er kam doch im Auftrag der Familie«, fragte ich sie. »Ja, natürlich. Aber Herr Wolny wies brüsk alles von sich, was er von meinem Vater zu hören bekam. ›So etwas hätte er nie getan.‹ Wolny, wie soll ich sagen, war ein prächtiger Mensch, nicht besonders groß, vielleicht einsachtundsiebzig, aber athletisch. Vor allem die Augen waren es, die mich ... beeindruckten. Es war so ein Blick, der sagte, mein Wort gilt. Es war nicht nur Zuverlässigkeit, die er ausstrahlte. Es war Selbstvertrauen, Entschiedenheit. Die Herzen flogen ihm zu, meines natürlich auch. Ich war ... verliebt, sehr verliebt. Aber er übersah mich völlig. Er stand wie unter Spannung, war sehr ernst und konzentriert, ließ sich von meinem Vater kurz berichten, nahm die Hinterlassenschaften seines Chefs an sich und verabschiedete sich auch schon, um noch mit dem Bürgermeister, der Gendarmerie, dem Wirt der Breslauer Hütte und ich weiß nicht mit wem noch alles zu sprechen. Man konnte die Dauer seines Aufenthalts bei uns nach Minuten zählen.«

Ihre Augen glänzten. Die frühe Herzensneigung hatte die Zeiten überdauert. Aber ich ließ mich durch die gefühlige Stimmung nicht bremsen. Ich sagte: »Mein Vater hat Wolny gleich nach dessen Rückkehr nach Neuperstein im damals so genannten Sudetenland getroffen, wie er meinem Großvater Moritz am 14.

Mai 41 berichtet. *Herr Wolny*, schreibt er, *brachte aus Laun den Eindruck mit, dass man dort über Chr. Ottos Unvernünftigkeit ziemlich erschrocken war. So hatte er einmal in Gesellschaft eine Tour gemacht, hatte sich dann zu einem weiteren Unternehmen abgesondert, und während die Anderen am späten Nachmittag zurückkehrten, traf er erst um Mitternacht ein, was große Aufregung verursachte.* Können Sie sich daran erinnern?« Ein Windstoß brachte die Papiere zum Flattern. »Und ob! Er war eben absolut rücksichtslos. Zwar wurde bei uns mindestens bis Mitternacht gefeiert. Er musste also nicht befürchten, die Nachtruhe der Pensionsgäste durch sein spätes Eintreffen zu stören. Aber dass man sich um ihn Sorgen gemacht hatte, scherte ihn keinen Deut. Was andere über ihn dachten, ignorierte er sowieso.« »Mein Vater spricht im selben Brief von Tollkühnheit. Wörtlich schreibt er, warten Sie.« Ich fand die Stelle nicht gleich in den mit Bleistift hastig zu Papier gebrachten Zeilen. Die Mischung aus Sütterlin und lateinischer Schrift war für mich ohnehin nur schwer zu entziffern. »Sei doch nicht so pedantisch. Ich glaube, es interessiert jetzt wirklich nicht, was dein Vater wörtlich schrieb.« »Ich hab's, hier. Mein Vater schreibt: *Er war zu tollkühn, in Neuperstein spricht ja auch Jedermann von Autofahrten auf unbekanntem Straßen im Dunkel in geradezu irrsinnigem Tempo.* Irgendwie passt das nicht zusammen, einerseits dieser Leichtsinn und dann der Entschluss, seinem Leben ein Ende zu bereiten.«

Frau Tiefenbachler blickte zur Talleitspitze hinauf. Sah sie C.O. leibhaftig vor sich, wie er mit den Skiern auf der Schulter auf Tour ging? »Leichtsinn ist das falsche Wort. So wie wir ihn hier erlebt haben, lebte er mit dem Tod, lag er mit ihm im Wettkampf. Wer ist stärker, er oder ich, das war die Frage, die ihn beherrschte.« »Dann war es also nur ein kleiner Schritt«, fiel ich ihr ins Wort, »sich ein Loch in das Eis zu graben und sich hineinzusetzen.«

Nora zog ihre Stirn kraus. Sie sagte: »Es ist doch etwas anderes, ob einer mit dem Tod Vabanque spielt oder sich bewusst entscheidet, in den Tod zu gehen. Der Spieler liebt das Leben. Er setzt es aufs Spiel, gerade weil es ihm teuer ist. Dem Selbstmörder ist sein Leben nichts mehr wert.« Frau Tiefenbachler nickte, ihre Unterlippe mit dem Zeigefinger massierend, als sei sie nicht ganz sicher, ob das Gesagte auch auf C.O. zutraf. »Obwohl«, sagte sie, »ein Spieler war er, glaube ich, nicht. Großzügig war er, er gab mir reichlich Trinkgeld. Obwohl ...« Sie zögerte. Wollte sie nicht mehr preisgeben vor uns? »Ich glaube«, fuhr sie fort, »dass er ein Mensch ohne Angstgefühle war. Mein jüngster Sohn war in Bosnien. Friedensmission. Er hatte Angst vor den serbischen Heckenschützen. Ich wäre beunruhigt gewesen, wenn es anders gewesen wäre. Er ist ein tüchtiger Bergsteiger, sehr bedächtig. Natürlich ist es Angst, die ihn zu dieser Vorsicht treibt, ganz normale Angst. Ihr Onkel war, was das anging, außergewöhnlich.« Sie sah in ihre fast leere Tasse, die Reste mechanisch umrührend. Ihre eine Gesichtshälfte lag im Schatten, die andere zeichnete sich scharf im klaren Spätsommerlicht ab, das die Spuren des Alters enthüllte.

»Ich habe hier noch einen seltsamen Brief aus dem Jahre 1993. Ein älterer Mellenscher Vetter schreibt da an meinen ältesten Bruder: *Soweit mir bekannt, wurde Dein Onkel von der SS zum Verkauf von Schmelze gezwungen. Er sträubte sich, solange es ging, und wurde dann von der SS mit dem Tode bedroht, falls er sich noch länger sträube. Er sollte im Austausch für Schmelze ein Gut in der besetzten Tschechei erhalten. Man wollte ihm das Tauschobjekt zeigen, und zwei SS-Leute verabredeten mit ihm eine Besichtigung. Ob bei der ersten Fahrt oder einer zweiten, weiß ich nicht mehr, nur daß alle wußten, er sei bei einer Wanderung im Gebirge in einen Abgrund gestürzt worden.* Was halten Sie davon?« »Muss

das sein, dass du hier diesen haarsträubenden Unsinn zum Besten gibst«, sagte Nora verärgert. Frau Tiefenbachler lachte. »Klingt so, als läge das Ötztal in der Tschechei. Nein, von einer verdeckten Operation kann man wohl wirklich nicht sprechen. Damals galten die meistens irgendwelchen herausgehobenen Personen, die man nicht einfach ins KZ stecken konnte oder wollte. Der Absturz der Maschine, die Fritz Todt Anfang 1942 aus dem Führerhauptquartier nach Berlin bringen sollte, war vermutlich so ein Fall. Ihr Onkel war Gutsbesitzer. Ob man in seinem Fall so einen Aufwand getrieben hätte? Dann hätten wir unweigerlich irgendwann davon Wind bekommen, denn ganz ohne Hüttenkontakt und ortskundige Führer kommt man dort oben nicht zurecht. Und schließlich, man fand Ihren Onkel sitzend, die Füße, wie gesagt, mit Zeitungspapier umwickelt im Rucksack steckend. Hätte man es nötig gehabt, einen solchen Selbstmord vorzutäuschen? Ein Unfall, Tod infolge eines Absturzes, das wäre im Zweifelsfall einfacher gewesen.« »Und das ist verbürgt, dass man ihn sitzend fand?« »Eindeutig. Eine Gruppe von Studenten, die von der Wildspitze kam, fand ihn abseits von den üblichen Touren. Sie hatten das Joch mit dem Glas abgesucht, weil sie wissen wollten, wodurch die schwarzen Vögel angelockt wurden, die dort immer wieder hinfliegen.« Wir lauschten dem Getöse der Launer Ache. Nur wenn man sehr genau hinhörte, konnte man davon das sanfte Säuseln der nahen Büsche unterscheiden, über die der Wind leise hinweg strich. Frau Tiefenbachler erhob sich. »Ich muss jetzt dringend in den Laden, meinen Sohn ablösen.«